

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 95.

Mittwoch, 24. April.

1929.

(14. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von H. Weyrauch.

(Nachdruck verboten.)

„So — hm. Und hatten Sie Erfolg mit dieser Nachsuche am anderen Tage?“

„Nein!“

„Wollen Sie mir nun sagen, wann Sie von dem Morde erfuhren und durch wen?“

„Ich hörte von dem Tode des Grafen gegen Mittag des anderen Tages durch den Wirt von der „Krone“ in Raint, wohin ich ein Stück Wild brachte.“

„Ich denke, die Suche an diesem Tage war erfolglos geblieben“, wandte der Beamte ein, sein Gegenüber seitwärts über die Brillengläser beobachtend.

„Es war ein Stück, das wir am Tage zuvor gefunden hatten.“

„Ach so!“ Der Beamte blätterte in seinen Akten und nahm nach einigem Suchen ein Blatt heraus, in welchem er las. Dann fuhr er fort:

„Der Jäger hat bei seiner Vernehmung ausgesagt, er habe von der Nachsuche am Abend einige Stücke Wild in die Stadt getragen. Nun tragen Sie am folgenden Tage noch ein Stück weg. Soll das heißen, daß Sie an diesem Tage doch noch Erfolg hatten?“

„Nein. Der Jäger konnte nicht alles wegbringen, und so blieb ein Stück zurück, das ich am folgenden Tage in den Ort trug.“

„Schön“, sagte der Kommissar, und man hörte aus seinem Ton, daß sein Urteil über den Mann, den er da verhörte, schon gebildet war. Ruhig blätterte er in seinen Akten und entnahm ihnen eine Meldung. Dann begann er von neuem zu fragen:

„Wissen Sie, wie der Graf umgebracht wurde?“

„Es wurde erzählt, er sei von rückwärts erschossen worden.“

„Stimmt. Mit einem Revolver.“ Nach diesen Worten kramte der Beamte unter der Tischplatte, wo er ein Paket zu öffnen schien. „Kennen Sie diese Waffe?“ fragte er dann, einen Revolver vor Brandt auf den Tisch legend.

Brandt trat näher. „Das ist mein Revolver“, sagte er ruhig. „Ich habe ihn immer auf meinem Nachttisch liegen.“

„Kennen Sie diese Waffe?“, fragte der andere weiter, einen zweiten Revolver unter dem Tische hervorziehend und vor Brandt hinlegend.

„Nein! Diese kenne ich nicht.“

„Sehen Sie sich das Ding bitte genau an. Die Aussage, die Sie jetzt machen, ist von ausschlaggebender Bedeutung. Eine spätere Zurücknahme oder Abänderung würde Ihre Lage erheblich verschlimmern.“

„Ich kenne diese Waffe nicht. Habe nie eine solche besessen.“

„Ich ermahne Sie nochmals, die reine Wahrheit zu sagen, Herr Brandt. Unaufrichtigkeit kann hier nichts helfen. Die Untersuchung bringt alles an den Tag.“

„Ich kann nichts anderes sagen. Ich kenne die zweite Waffe nicht“, beharrte Brandt ruhig.

„Das ist außerordentlich bedauerlich“, sagte der Beamte, und gab seiner Stimme den Ton wirklicher Trauer. „Sie sagten doch, daß Sie jene Nacht in der Hütte am Krähenwald verbracht haben. Nun, den Revolver haben wir in dieser Hütte gefunden. Er

war recht gut zwischen den Brettern des Fußbodens verborgen. Wollen Sie jetzt noch leugnen, daß es Ihre Waffe ist?“

„Ich kenne den Revolver nicht.“

„Ich will Ihnen noch einmal entgegenkommen“, sagte der Beamte, über seine Gläser blickend. „Es fand sich bei dem Revolver, den Sie nicht kennen wollen, dieser Handschuh. Kennen Sie den vielleicht? Er scheint aus Versehen liegengeblieben zu sein.“

Während er sprach und Brandt den Handschuh betrachtete, übergab ein Gerichtsdiener dem Beamten eine Meldung.

„Nun, was sagen Sie zu dem Handschuh, Herr Brandt?“

„Ich kann nichts Bestimmtes sagen. Ich habe ähnliche Handschuhe getragen, ob dieser mir gehört hat, weiß ich nicht.“ „So! Da kann ich Ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen. Der zweite Handschuh, der zu diesem gehört, hat sich in Ihrer Wohnung gefunden bei der Durchsuchung heute früh. Wollen Sie angesichts all dieser Beweise noch leugnen? Ich füge zu Ihrer Orientierung hinzu, daß der Revolver hier derjenige ist, aus dem die Kugel abgefeuert wurde, die den Grafen getötet hat.“

„Ich habe nichts mehr zu sagen. Ich kenne die Waffe nicht. Der Handschuh kann mir gehört haben.“

Leise sagte das Brandt. Er fühlte, jetzt war sein Schicksal besiegelt.

„Ist das Ihr letztes Wort? Wollen Sie Ihr Gewissen nicht durch ein freimütiges Geständnis erleichtern? Sie sehen doch, die Tat ist klar erwiesen, klar wie der Tag!“

„Es ist mein letztes Wort. Ich habe nichts zu gestehen.“

„So muß ich Sie hier behalten“, sagte der Beamte bedauernd.

Brandt wurde abgeführt.

Furchtbare Stunden verlebte Brandt in der ihm zugewiesenen Zelle des Untersuchungsgefängnisses. Wie ein Keulenschlag hatte ihn die Erkenntnis getroffen, daß hier kein harmloser Irrtum vorlag, der leicht aufzuklären wäre, daß er unter dem schrecklichsten Verdacht stand, den es geben kann, dem des Mordes; und noch mehr, daß dieser Verdacht durch allerlei Tatsachen, die in verhängnisvollster Weise hier zusammentrafen, wohl begründet zu sein schien.

Seinem logischen Denken war es ganz klar, daß angesichts all dieser Umstände selbst der wohlwollendste Richter an seine Schuld glauben mußte. Würde es ihm gelingen, diesen erdrückenden Verdacht zu zerstreuen? Aber schlimmer noch als diese quälenden Zweifel war ihm der Gedanke an seine Braut. Wie würde sie diesen entsetzlichen Schlag ertragen, und würde sie den Glauben an ihn behalten oder unter der Last so vieler scheinbarer Beweise an ihm zweifeln?

So saß er, vor sich hinbrütend, in seiner Zelle, oder durchmaß mit unruhigen Schritten den engen Raum. Immer auf und nieder ging er. Fünf Schritte gegen die schwere Tür, in der sich ein sogenannter „Spion“ befand, durch den man ihn von außen beobachten

konnte, fünf Schritte zurück gegen das hoch an der Decke befindliche Fenster, dessen Eisenstäbe ihn mahnten, daß er gefangen war wie ein Tier. Und wieder fünf Schritte hin — fünf Schritte zurück. Zehnmal — fünfzigmal — hundertmal! Er wollte sich hinlegen: die hochgeklappte, in einem Eisenrahmen liegende Matratze war an die Wand geschlossen. Sie ließ sich nicht losmachen. So fiel er müde auf den harten Schemel zurück und stützte die Ellbogen auf den Holztisch, der, zum Klappen eingerichtet, an der Wand befestigt war.

Wieviel Uhr machte es sein? Er wußte es nicht. Man hatte ihm alles, was er am Leibe trug, abgenommen. Er stierte vor sich hin; er biß sich auf die Lippen und stöhnte auf in ohnmächtiger Wut. Reden können, sich wehren, um sich schlagen, kämpfen — nur nicht dieses stille, tatenlose Sitzen zwischen den Wänden von Stein.

Das nannten die Menschen Gerechtigkeit: ein Heer von Polizisten, Beamten, Gendarmen und zahllosen sensationslüsternen Menschen waren jetzt draußen in Freiheit fieberhaft tätig, seine scheinbare Schuld zu beweisen, alles noch so fadenförmige Material zusammenzutragen, das gegen ihn sprechen konnte. Einer mußte doch schuld sein an jenem Morde! Und er allein gegen diese Massen sah gefesselt, zur Untätigkeit verdammte, hilflos in diesen Mauern und mußte warten, bis die da draußen das Gebäude der Beweise aufgerichtet haben würden, unter dem er dann begraben werden sollte.

Ein Indizienbeweis hieß es dann, und alle Welt war zufrieden und staunte über die Tüchtigkeit der Gerichte, die mit ihrer unerbittlichen Logik wieder einen Schuldigen entlarvt hatten.

Er lachte hart auf: „Logik!“ Als ob es nicht tausend Wege gäbe im menschlichen Leben, aus denen richterliche Logik dasselbe herauskonstruieren könnte und die doch ganz woanders endeten. Eine „undenkliche Kette“ von Beweisen würde es heißen, und stolz würde der Staatsanwalt auf seine Kunst sein, diese Glieder zusammengefügt zu haben.

Er hörte Tritte. Hoffnung sprang in ihm auf. Er erhob sich und horchte. Die Tritte verhallten. Und wieder ging er auf und nieder: fünf Schritte hin, fünf Schritte her. Die Gefängnisordnung fiel ihm ins Auge, die an der Wand hing. Er las sie durch, Wort für Wort, als wäre es die interessanteste Lektüre. Er las sie zweimal, dreimal, nur um sich abzulenken von den quälenden Gedanken.

Wieder kamen Tritte. Diesmal bis zur Tür. Jetzt würde jemand kommen. Doch er hörte nur ein Geräusch an dem „Spion“ in der Türfüllung, und wieder verhallten die Tritte.

Jemandem Wärter hatte ihn beobachtet, ob er sich noch kein Leid angetan habe.

Stunden schlichen dahin. Endlich hörte er Schlüssel klirren. Die Tür öffnete sich. Zwei Gefangene erschienen in der vom Wärter geöffneten Tür. Der eine hielt ein Brett mit Näpfen aus Blech; ein Haufen grober Löffel lag dabei. Der andere nahm von diesem Brett einen der Näpfe und einen Löffel und setzte beides dem Gefangenen auf den Tisch. Einen kurzen Rundblick tat der Wärter noch durch die Zelle, dann fiel die Tür wieder ins Schloß, die Schlüssel drehten sich knirschend, die Tritte entfernten sich — Stille. Sein Mittagessen war das. Wie man ein Stück Vieh füttert, dachte Brandt. Er verfluchte das seine Empfinden, das er als Erbe von seiner Mutter in sich trug und das ihn all die Kleinen, in diesem Betrieb wohl unvermeidlichen Erniedrigungen zur Unerträglichkeit fühlen ließ.

Glücklich die Menschen, deren Stumpfheit sie immun machte gegen die Qual solcher Demütigung.

Noch einmal wurde Brandt im Laufe dieses Tages zur Vernehmung vorgeführt. Ob er es sich jetzt überlegt habe, fragte man ihn — es war der gleiche Beamte —, ob er nun gestehen wolle. Ja, zum Teufel, was sollte er noch überlegen. Unschuldig war er, und

wenn auch alles gegen ihn sprach. Das war seine Antwort. Sie war vielleicht etwas scharf, schärfer als es die Ohren jener Leute gern hören, die sich bewußt sind, wieviel Macht in ihrer Hand liegt gegenüber den hilflosen Gefangenen.

„Nun, wir haben ja Zeit“, hatte der Beamte mit hämischer Gelassenheit gesagt. „Führen Sie den Mann in seine Zelle zurück.“

Knirschend vor Wut, sah Brandt wieder in seiner Einsamkeit. Die hatten ja Zeit!, ging es ihm bohrend durchs Hirn. Die hatten Zeit! Und er würde hier wahnsinnig werden!

Jetzt wurde ihm klar, daß die Folter in unserer Zeit nicht abgeschafft ist, sondern in anderer, unauffälliger Form fortbesteht. Dort in der Einsamkeit jener Zellen werden Schuldige und Unschuldige gemartert Tag und Nacht, Jahre um Jahre. Nicht die Dämonen schrauben sind es und der spanische Stiefel, die dampfendes Blut aus schmerzverzerrten Körpern treiben, sondern die schlimmere geistige Marter völliger Isolierung und Verlassenheit, der unsere empfindsameren Nerven nicht gewachsen sind. Mit voller Überlegung wird der Gefangene dort gemartert: Wir haben Zeit!, ist der Wahlspruch. Du wirst schon müde in der furchtbaren Einsamkeit, oder — wahnsinnig.

Moro kam an diesem Tage erst gegen Abend nach Hause.

„Verzeih, liebe Katscha“, sagte er, das Mädchen begrüßend, das ihm freudig entgegenkam. „Es war mir nicht möglich, früher hier zu sein, obgleich ich schon seit heute morgen von London zurück bin. Mehrere Konferenzen hielten mich auf, sodaß ich in der Stadt ab und heute nachmittag nicht einmal zum Tee kommen konnte.“

„Du bist schon seit heute früh zurück?“ wunderte sich Katscha. „Und ich hatte dich erst zum Abend erwartet. Warum hast du mich nicht einmal angerufen, Onkel?“

„Ich hatte, wie ich dir schon sagte, keine Zeit. Mein Geschäftsfreund Freiherr aus London ist hier. Ich bin mit ihm hergefliegen. Wir hatten vieles zusammen zu besprechen.“

„Du bist geflogen, Onkel, über den Kanal? Das muß herrlich gewesen sein. Erzähle doch, bitte!“

„Wir flogen die größte Strecke bei Nacht. Vom Kanal merkten wir eigentlich nichts. Nur die Lichter der Leuchttürme und Feuerschiffe sahen wir in der Tiefe, auch wohl einige Dampfer. Als es hell wurde, sahen wir zu unserer Linken ein bewaldetes Gebirge. An seiner mit Felsblöcken besäten Kuppe erkannten wir den Brocken und stellten damit fest, daß wir südlich am Harz vorüberflogen. Der Kurs wurde deshalb etwas geändert. Wir flogen jetzt nach Nordosten. Bald darauf erschienen vor uns die Havelseen und dahinter tauchte Berlin aus dem Dunst auf. Gegen sechs Uhr landeten wir vor den Hallen des Grafen.“

„Hast du da Koll gesehen, Onkel? Denke dir, er hat den ganzen Tag nichts von sich hören lassen. Sonst ruft er doch immer mehrmals am Tage an. Ich versuchte heute nachmittag, ihn telephonisch zu erreichen. Man sagte mir aber draußen, er sei weggefahren. Ich bin in Unruhe; es wird ihm doch nichts zugestoßen sein!“

„Aber Kind, Sorge dich doch nicht. Brandt wird geschäftlich verhindert sein, sonst hätte er sich doch schon gemeldet. Er weiß ja, daß hier jemand ist, der einigen Anteil an seinem Ergehen nimmt“, sagte er lächelnd hinzu.

„Ach ja, Onkel, ich nehme wirklich Anteil an seinem Leben und an allem, was ihn betrifft. Darum bin ich auch gleich in Unruhe, wenn er nicht von sich hören läßt. Ich liebe ihn ja so sehr.“

„Nun beruhige dich nur, Katscha, es ist noch früh, und er wird wohl noch anrufen oder gar selbst erscheinen. Heute morgen sah ich ihn noch frisch und gesund.“

(Fortsetzung folgt.)

Meister Matthes.

(Matthias Grünewald.)

Skizze von Karl Demmel.

In den Mainzer Bürgergärten lag Blütenschnee auf den Bäumen. Kalt war der Winter gewesen. Ein Aufatmen ging durch die zinnenreiche Stadt: Frühling! Frühling! Die Bürgermädchen schlenderten an diesen weichen Abenden mit ihren Liebsten durch die dumpfen Stadttore.

Meister Matthes kam aus der Abendandacht und schritt behäbigen Ganges durch die Winkelgassen um den Dom. Sah sich satt an den Baukünsten der Meister. Trug bei all dem Frühlingsjubiläum den früh gealterten, spärlich behaarten Kopf voller Sorgen.

Er suchte nach einer Christus-Gestalt für sein Kreuztragungsbild. Ein kerniger Bauer sollte diesmal die Gestalt des Gottesohnes darstellen. Aber wie einem Bauern erst klarmachen, daß er ihn malen wolle? Ich verspreche ihm vielleicht, daß er im Dienste der Kirche Gutes tut; Gott wird schon helfen.

Bog in eine andere Gasse und sah allen vorübergehenden Menschen ins Antlitz.

Ein hartes Bauerngezicht kam ihm entgegen.

„Holla, Lieber, steht kurzweilig Rede!“ Meister Matthes hatte in diesem Kopf das Urbild seines Wertes erschaut.

„Redet nur, Alter!“

„Wollt Ihr im Dienste der Kirche Gutes tun?“

„Ei, warum net gar?“

„Dann geht ein Stüd des Weges mit mir.“

Meister Matthes erzählte, daß er ihn als Kreuztragenden Christus malen wolle.

„Ei wie, ei wie, Alter, das wär ja sündig Tun.“

Es währte lange, bis Meister Matthes den Bauern dazu brachte, am anderen Morgen zu kommen. Ein gut Stüd Geld und eine Suppe hatte er dem Bauern noch besonders versprochen. Kannte ihm noch Name und Gasse.

„Werd' kommen, laß' Euch net warten.“

„Ruht gut die Nacht.“

„Ihr auch.“

Meister Matthes kam heim zu seinem Weibe und berichtete voll Freude, daß er nun das Modell zu seinem Bauernchristus gefunden habe.

„Kochst ihm noch eine gute Suppe, Weib.“

Da aber wettete Frau Grünewald los: „Du saumseliger Petrus, tämst mir gerade recht. Bringt deine Groschentücherei denn nebenbei noch so viel ein, daß du auch noch einen Bauern dickfüttern willst?“

„Ich denke es immer noch, Weib.“

„Dann gehe ich morgen den ganzen geheiligten Tag am Rhein lustwandeln. Mößt deinem Bauern die Suppe allein kochen.“

„Bin doch übel verheurat mit dir, du Krachbesen.“

„Und du, meinst du, daß du eine Schönheit wärst, mit deinem struppigen Bart, dem Schielauge und der krummen Nase? Jeden Tag beläme ich noch einen anderen.“

„So freie ihn.“

„Schweige!“

„Ich werde dann also die Suppe selbst kochen.“

Frau Grünewald ging zornig zur Tür hinaus.

Also kam noch Unfrieden in den Frühlingsabend; doch Meister Matthes kümmerte sich wenig dessen. Ging in seinen Arbeitsraum, stand am Fenster und sah die Sonne blutrot hinter den Rheinbergen untergehen. Wettete mit sich selbst. Setzte sich ans Fenster in einen breitlehnigen Stuhl und blätterte in Senecas „Glückseligem Leben“. Sah, bis der Mond ins Zimmer kletterte und über die Nachzeichnungen von Leonardo und Correggio, von des Meisters römischer Reise her, wundervoll friedlich alit.

Schon eine halbe Uhrstunde früher stand am nächsten Morgen der Bauer im Türrahmen.

Meister Matthes hatte bald einen Christus nach ihm geformt. Stundenlang sah das Bäuerlein still, dachte nur immer: Nun muß ich doch sicher in den Himmel kommen. Fragte auch manchmal den Meister danach.

Meister Matthes bewegte den herabgezogenen Mund lässig, indem er Licht, taufrisches Morgenlicht in sein Werk hineinstecken ließ: „Natürlich, Bauersmann, Ihr kommt in den Himmel. Aber sitz nur schön still, damit Ihr nachher oben gut in der Übung seid.“

Die Farben erblühten immer herrlicher. Meister Matthes wütete in den Farben wie in einem Anelement.

Draußen, in der niedrigen, steingepflasterten Küche, stand aber doch des Malers Gattin am Herd und kochte bei

all ihrem blauen Zorn ein Süpplein zurecht für den Bauernchristus.

Friede war wieder für Stunden im Hause.

Und für jede Stunde häuslichen Friedens war Meister Matthes dem Herrgott besonders dankbar.

Aus alten Gassen und Winkeln Münchens.

Von Hans Begg.

München ist eine von den Städten Deutschlands, deren Straßenbilder immer wieder durch die künstlerische Genußfreudigkeit, die sie zum Ausdruck bringen, bezaubern. Wenn man durch irgend eine Straße geht, fesselt ihr stimmungsvoller, harmonischer Abschluß und treibt uns, bis zu dem lodenden Ziel zu gehen. Sei es nun ein Denkmal, eine Kirche oder sonst ein Gebäude, dessen Silhouette klar in den Himmel ragt, immer fügt es sich in das Ganze mit wunderbarer Selbstverständlichkeit ein. Wer zu sehen versteht und nicht nur in hastender Eile die Straßen durchläuft, der wird öfters durch ein romantisches, anmutsvolles Bild aus den lebensvoll heiteren Tagen der Vergangenheit erfreut, an Stellen, an denen er es am wenigsten erwartet. Mitten im Verkehr der Altstadt, wo der brauende Großstadtlärm tobt, findet man noch wahre Oasen voll Frieden und Schönheit.

Nicht weit von der Maximilianstraße tritt man durch ein Tor, dem ein zweites nach der Burgstraße führendes gegenüberliegt, auf einen abgeschlossenen Burghof. Es ist der „alte Hof“, die erste Residenz der alten bayerischen Herzöge, die sich Ludwig II., der Strenge, im Jahr 1253 errichtete und die Kaiser Ludwig der Bayer, als sie bei dem großen Münchener Brand im Jahre 1327 zerstört wurde, wieder aufbaute. Still wirkt der Burghof in der ruhigen Umgebung der Mauern. Von der alten Herzogsburg ist leider nur noch der südliche Flügel gegen die Burgstraße zu erhalten. Aber an ihm hängt ein oben und unten leicht geschweiffter großzügiger Holzerker, unter dem ein gerüsteter steinerter Ritter steht, und bringt eine anmutsvolle helle Stimmungsnote in den Hof. Gegenüber liegt das Rentamt mit seinen schönen Renaissancegiebeln, und seitlich in der Mitte des Hofes rauscht unter einigen alten Bäumen ein steinerne Brunnen. Vor dem Borbau in der Burgstraße lag früher der Löwenzwinger, in dem die alten Herzöge die Wappentiere hielten. Sehr reizvoll muß der alte Fürstenhof mit seinen farbenroten Malereien gewirkt haben, die bis auf wenige Spuren jetzt verschwunden sind. Ein echtes Stüd Altmünchen findet man wenige Schritte weiter. Dort liegt an dem jetzt überdachten Pfisterbach die alte Hofpfistererei, die seit ihrer Errichtung im Jahre 1569 in fast unverändertem Zustand sich erhalten hat. Pfistererei hießen früher die Bäderreien mit Mühlenbetrieb, besonders wenn sie mit Abteien und Probsteien verbunden waren.

Ein tiefer, dunkler Lorgang des alten Rathauses führt vom Marienplatz zum Tal. Nie erlischt in den Kellerräumen das Licht. Seitwärts führen Stufen hinauf, und folgt man ihnen, so steht man auf einem stillen Plätzchen, dem Petersbergel, das zu Füßen der Peterskirche liegt. Hoch wuchtet die mittelalterliche Kirche empor, und beschattet seitwärts eine Kleinstadtstraße mit ein paar einfachen Läden. Seitwärts an der Rückseite des alten Rathauses liegt das alte Gebäude, das das Stadtarchiv birgt. Auch hier rauscht ein Brunnen aus dem Löwenkopf an der Wand, und sein leises Geplauder erfüllt den stillen Raum mit Leben. Der enge Platz, die mächtige Kirche mit dem trübigen Chorturm und das alte Haus an der Tortreppe bieten ein Bild voll architektonischen Zaubers, wie man es selten von solcher Feinheit findet.

Viele interessante Höfe in reicher Mannigfaltigkeit birgt die Residenz. Nur kann man sie jetzt nicht mehr, wie früher, nach Gefallen durchwandern, da die Residenz seit dem Jahre 1918 für den Durchgangsverkehr geschlossen ist. In München wurde in den Zeiten unserer Vorfahren überhaupt viel Gewicht auf architektonisch schöne Hofräume gelegt. Es bildeten die Höfe sozusagen eine Ergänzung der Wohnung, und ihre künstlerische Ausgestaltung im Zeitgeschmack stand auf der gleichen Höhe wie diese.

Besonders reich an malerischen Wirkungen sind die Herbergsviertel in der Au und in Haidhausen. Eine wahre Fundgrube für die Maler. Die Auer Herbergen liegen noch genau so da, wie zu den Zeiten, da die Paulaner-Mönche ihr berühmtes Bier zu brauen begannen. Ein buntes Gewirr kleiner Häuschen und kleinster Gärten zeigt sich am Mühlbach entlang. Eines der Häuschen hängt ganz windschief am Abhang, das andere steht unten am Bach. Alles ist ineinander geschachtelt, und Halbgelasse, Vorbauten, Aufbauten lösen sich ab. Jetzt tut sich ein Platz auf, den die kleinen Häuser regellos bilden, dann steht man vor dem roman-

Wegen Regelhof, der früheren Rögelmühle, den mehrere Bacharme umschließen. Und alles ist so winzig klein, daß man kaum glauben kann, daß erwachsene Menschen die Häuser bewohnen können. Aber sie schauen traulich und freudig mit den blumengeschmückten Fensterchen, hinter denen sich eine Katze sonnt oder ein Kanarienvogel sein Lied schmettert, in die Umgebung. Und wir gehen wie im Traum durch die steinen Straßen, ganz in den Zauber dieser vergessenen Welt angehängen.

Der „Affenthaler“.

Von Liesbet Dill.

Ich war noch sehr klein, ich hatte gerade Lesen und Schreiben gelernt, und machte eine große Reise mit meinen Eltern über den Rhein. Man zeigte mir das Niederwald-Denkmal, das „Binger Loch“ mit den wildschäumenden, gefährlichen Strudeln, und den Mäuseturm, vor dem ich mich fürchtete, seit ich das Bild gesehen hatte von jenem graulichen Bischof, der für seine Umiaten bestraft wurde, indem die Mäuse sich an ihm rächten und ihn bis in diesen Turm verfolgten und ihn auffraßen. —

Ich wohnte in Wiesbaden zum erstenmal in einem großen Hotel. Ich fand das wunderbar. Diese drei Wochen sind mir heute noch in märchenhafter Erinnerung. An den Wänden befanden sich kleine, weiße Knöpfchen, und wenn man darauf drückte, kam blitzschnell jemand ins Zimmer, ein Kellner oder ein Mädchen, das mich fragte, was ich wünschte. Ich wünschte eigentlich nichts. Ich wollte nur mal sehen, was das für Knöpfchen seien. Es wurde mir dann leider verboten, auf sie zu drücken. Das sei nur für Erwachsene, hieß es.

Morgens wurde man von Musik geweckt, das Kur-Orchester spielte einen frommen Choral, um den Kochbrunnen wandelten viele Menschen mit Gläsern in den Händen, aus denen sie etwas tranken, das abscheulich schmeckte, aber gesund sein sollte. Dann stieg man in eine dampfende Unterwelt, um zu baden, dann kam das Frühstück in einem großen Festsaal, und der Kellner redete mich mit „Sie“ an. „Wünschen Sie Kaffee, Tee oder Schokolade?“ Natürlich wünschte ich Schokolade. Dann kam der Spaziergang durch die Wälder oder, was mir bedeutend lieber war, ich durfte zur Stadt, Läden betrachten und einmal ging ich sogar ins Theater im weißen Kleid, mit einer schottischen Schärpe und gelbem Haar. Es wurde eine Oper gegeben, von der ich nur noch weiß, daß ein lebendiges Kamel darin vorkam.

Als wir heimfuhren, las ich im Kupee die Rechnung. Sie war so lang, daß man sie sich dreimal umwickeln konnte, und darauf fand ich ein ganz merkwürdiges Wort, das in regelmäßigen Abständen immer wiederkehrte. „Ein Affenthaler“, bekannter dortiger Tischwein. Und ich glaubte lange, daß dieses das Trinkgeld bedeute, das der Wirt in Rechnung gesetzt, weil die Gäste oft versäumen, es zu geben.

Marktplätze.

Von Heinrich Reis.

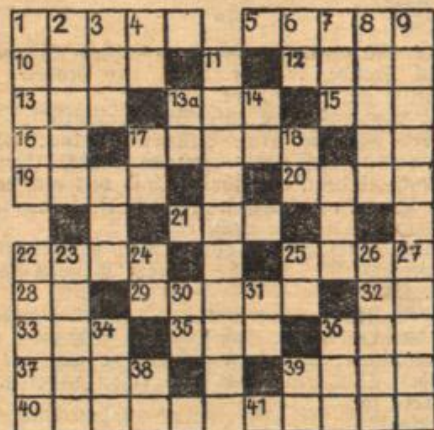
Mit den Märkten hat sich etwas wie die Form eines primitiven Handelsverkehrs aus vergangenen Tagen in unsere Zeit hinübergerettet. Nüchtern-sachlich ist das moderne Geschäftsleben, aber die Märkte mit ihrem bunten Treiben bergen noch verflungene Romantik. Käufer und Verkäufer treffen sich hier, an irgendeinem Brennpunkt städtischen oder ländlichen Verkehrs, handeln, feilschen, vertreiben oder erwerben Waren, Blumen, Früchte, Gemüse und ähnliche Bedarfsgegenstände des täglichen Gebrauchs. Im Süden, wo die Witterung dem Handel unter freiem Himmel günstiger ist, stehen die Märkte mehr noch als in unserem kühlen Norden in Blüte. Dort ist es auch, wo die Uppigkeit der Landschaft, die verschwenderische Farbenpracht einer heiseren Sonne dem Marktleben einen eigenen Reiz verleiht, wo der Volkscharakter gerade an den Markttagen echt und ursprünglich in Erscheinung tritt.

Ein buntes Getümmel findet sich zusammen von Söldnern und Käufern, prachtvolle Typen sind darunter in der malerischen alten Landestracht; Jahrzehnte scheinen spurlos an ihnen vorübergegangen, wie sie beieinander stehen, in ihr Geschäft vertieft, ihre Waren anpreisend, ein Bild gleichsam aus Großvätertagen. Unvergänglich in der Erinnerung bleibt der Blumenmarkt an der Riviera, eine Symphonie von Duft und Farbe. Und wie viel romantischer noch sind die Märkte der Tropen, Zusammenkünfte dunkelhäutiger Söhne der Wüste in Turban und Burnus, oder der Neger, die oft tageweit wandern zu den Marktplätzen, um einzuhandeln, zu tauschen oder zu verkaufen, in ihrer halb zivilisierten, halb

naturhaften Kleidung zu seltsamem Kontrast gemischt mit dem Khaki-Gelb, mit Strohhut und Tropenhelm der europäischen Kolonisten.

Doch auch die heimischen Märkte haben ihre besondere Note, auch sie offenbaren Bilder von starkem Stimmungsreiz und zugleich, wo sie noch nicht in nüchtern-moderne, sachliche, mächtig ausladende Hallen eingefangen sind, etwas wie lebendigen Überrest einer Zeit, über welche die Gegenwart in ihrem ruhelosen Wesen lärmend und hastend hinweggegangen. Buntes Treiben erfüllt den Marktplatz mit dem Blutschlagen strömenden Verkehrs, beherrschend aber erheben sich ringsum die stummen Zeugen der Vergangenheit, die schon den Wechsel vieler Geschlechter sahen. Da ist spitz und schlank emporstrebend, der Martibrunnen, geziert mit einer kleinen Statue oder einem Wappentier, da wuchsen giebelige Rathhäuser in ernster Würde und über das wirre Getümmel ragen mit feierlichem Ernst Kirchen und Dome, ihre Türme steilen wie erhobene Finger aufwärts in den grauen nordischen Himmel. Mag sie vergessen sein in den Straßen jagen- den Alltagslärm, im Bereich knatternder Bahnen und Wagen, schreiender Kellern, hier birgt sich noch etwas von Wesen und Stimmung vergangener Zeit, hier scheint selbst die Geschäftigkeit des Handels überschattet von Erinnerung und irgendetwas nahe rührend an die letzten, ewigen Dinge des Menschseins. Denn Irdischkeit und Ewigkeit, unmittelbar nebeneinander, formen sich zum Bild: Auf dem Platz wogt der Taumel des Lebens, treffen sich Menschen in zufälliger Begegnung, Sinn und Gedanke geht um das Nächstliegende, Notwendige des Tages, altertümliche Bauten im Rund aber deuten ihr Wissen um Geburt und Vergang, wechselnder Generationen, und der Kirchen hochgewölbte, buntfarbige Fenster bergen den Frieden und die Stille der Andacht. Marktleben durchwogt die Tiefe, summend und schwirrend, vielgestaltig-bunt, doch die Türme, deren Glocken ihm die Stunden anlagen, sind steil aufstrebend Offenbarer wandelloser Wesens über den schnell verrinnenden Tag.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Gebirgshütte. 5. Lehrreiches Märchen. 10. Altes Längenmaß. 12. Bestimmte Bezeichnung einer Person. 13. Gebirgswiese. 13a. Papagenart. 15. Titel. 16. Englisch zu. 17. Radiosubehör. 19. Gute Eigenschaft. 20. Salzwasser. 21. Lebensende. 22. Fördermaschinerie. 25. Zeitalter. 28. Französischer Artikel. 29. Baum. 32. Präposition. 33. Abgekürzter Mädchenname. 35. Gebirgstheil. 36. Schiffsteil. 37. Insel im Ägäischen Meer. 39. Optisches Instrument. 40. Kirchliche Handlung. 41. Europäische Stadt. — Senkrecht: 1. Mädchenname. 2. Anderes Wort für „Stamm“ oder „Familienhut“. 3. Stadt in Bayern. 4. Französisch von. 6. Präposition. 7. Trinkstube. 8. Glasur. 9. Osteuropäer. 11. Niederschrift. 13a. Wie Nr. 6. 14. Lateinisch zu. 17. Chemisches Zeichen. 18. Tonlage. 22. Ausdruck für starr-fest. 23. Künstlerische Leistung. 24. Ausruf. 25. Wie Nr. 6. 26. Insekt. 27. Ganggerät. 30. Ausruf. 31. Postalisches Telegrammmerkmal. 34. Vergleichswort. 36. Verkehrsfahrzeug (abgekürzt). 38. Kurs. 39. Französischer Artikel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 89: Wagerecht: 1. Gas. 4. Ade. 5. Solei. 7. Brall. 8. Pol. 11. Ida. 12. Refe. 15. Erfer. 17. Sie. 18. Ost. 21. Belag. 25. Arena. 28. Im. 27. Das. 29. Libau. 33. Irene. 34. Die. 35. Ost. — Senkrecht: 1. Gala. 2. Adel. 3. Seil. 6. Ort. 8. Pile. 9. Ober. 10. Lad. 13. See. 14. Er. 16. Gift. 17. S. D. 19. Et. 20. Der. 22. Leib. 23. Anna. 24. Gans. 28. Pan. 29. Aldo. 30. Iris. 31. Beet. 32. A.